

Petr Hruška

Wetterschächte

Als Tschechien 2019 Gastland der Buchmesse in Leipzig war, erschien ein Buch, das als eine der wichtigsten und wertvollsten literarischen Veröffentlichungen gelten kann, die uns aus Tschechien nach der politischen Wende 1989 in deutscher Übersetzung erreicht haben. Ich meine die Gedichtauswahl von Petr Hruška, die der Verlag *azur* in der Übersetzung von Martina Lisa und Kerstin Becker unter dem Titel *Nirgendwohin nach Haus* herausgegeben hat. Das Vorwort von Martin Becker liest man geradezu atemlos und es trifft. 2008 waren bereits fünf Gedichte von Petr Hruška in der Übersetzung von Reiner Kunze als Band 99 der Edition Toni Pongratz erschienen, fünf Gedichte aus einem neueren Band hat Patrik Valouch im Forum Signaturen in deutscher Fassung veröffentlicht. Mit seinen Übersetzerinnen und Übersetzern hatte der Autor rundum Glück.

Petr Hruška ist zweifellos ein bedeutender Gegenwartslyriker; die *Wetterschächte* zeigen ihn hier mit sieben kleineren Texten aber von einer etwas anderen Seite. Als einen, der über Literatur spricht und damit über unsere Welt, als einen, der klar sieht und ebenso klar und persönlich Stellung bezieht. Oft sind Gedichte die Dreh- und Angelpunkte seiner insgesamt 75 essayistischen Reflexionen, die er 2020 unter dem Titel *V závalu* in der *Edice Revolver Revue* veröffentlicht hat. *V Závalu* bedeutet so viel wie „Verschüttet“, wörtlicher „in oder unter der Einbruchmasse“ – eine Anspielung auf das Grubenunglück im chilenischen San José, bei dem am 5. August 2010 dreiunddreißig Bergleute für mehr als zwei Monate in 700m Tiefe eingeschlossen wurden. Ihr Überleben war auch eine psychische Frage; die Strategie dabei war, jedem eine „gesellschaftliche“ Funktion zuzuweisen, eine Verantwortlichkeit. Und dann auf einmal trug einer von ihnen unerwartet ein selbst verfasstes Gedicht vor. Dass es auch einen Dichter geben muss, hatte man im Rettungskonzept nicht bedacht. Alle Bergleute wurden lebend geborgen, und doch sind manche einer Verschüttung nicht entronnen. Die mediale Aufmerksamkeit, die Vermarktung und das plötzliche große Geld brachen über sie herein wie ein erneuter Bergsturz und warfen sie aus der Bahn. Wenn die Luft zum Atmen knapp wird, retten den Bergmann Wetterschächte. Auch Gedichte sind Wetterschächte – Wege aus der Verschüttung für alle. Wer sollte es besser verstehen als der Dichter Petr Hruška, der in Ostrava an der Bergakademie studiert hat, der dort geboren wurde und bis heute dort lebt?

Im Mittelpunkt

Haustiere verfügen über ein besonderes Gespür für menschliche Handlungen. Wer einen Hund hat, eine Katze oder auch ein anderes Tier, wird bestätigen, dass diese Geschöpfe imstande sind, blitzschnell zu begreifen, womit man gerade beschäftigt ist, um sich mit bezaubernder Unmerklichkeit ins Geschehen hineinzuschleichen, zum Mitakteur zu werden,

ja zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Geradezu berühmt sind ihre Besänftigungsmanöver, wenn sie nach einer Streiterei erst zu dem einen laufen, dann zu dem anderen, dem Zornigeren, um Zärtlichkeit bitten und so indirekt wieder Nähe zu schaffen und die unguete Entfernung aufzuheben versuchen, die sie zwischen den beiden spüren. Nicht weniger berühmt ist das Talent der Katzen, zusammen mit dem Autor am Computer einen Text zu „schreiben“. Beharrlich spazieren sie über die Tastatur, und gar nicht so selten gelingt es ihnen, dem besten Satz oder Vers in statu nascendi eins draufzugeben oder mit einer raffinierten Trittkombination sämtliche Funktionen zu blockieren und den Autor in den kreativen Wahnsinn zu treiben.

Die schwarze Katze, die in unserem Haushalt lebt, hat mich längst davon überzeugt, dass sie das Wesen der Geometrie besser versteht als der Mensch. Sie erfasst „den goldenen Schnitt“ einer Situation haargenau, erfasst mit untrüglicher Sicherheit den Mittelpunkt eines Raumes – den Punkt also, wo das Eigentliche geschieht. Und da lässt sie sich nieder. Denn sie weiß: im Eigentlichen ist sie unübersehbar.

Nie werde ich den Morgen vergessen, als ich mich zum Begräbnis von Ivan Martin Jirous fertig machte. Ich hatte vier rote Rosen gekauft. Anders war es gar nicht denkbar, hatten wir doch lange Jahre gemeinsam seinem Lieblingsbourbon „Four Roses“ gefrönt. Als ich vor dem Aufbruch in die Küche trat, sah ich unsere Katze, wie sie sich auf dem Tisch in den Rosen räkelte, mit ihnen, so könnte man sagen, schmuste und sich dabei ausnahm wie eine schwarze Trauerschleife, die dem Strauß noch gefehlt hatte...

Neulich hat sie mich in meinem Zimmer erwartet, sie lag auf der Couch, auf einem aufgeschlagenen Buch und blickte sehr überzeugt. Es war eine Gedichtauswahl von Rainer Maria Rilke, die ich mir gerade vorgenommen hatte. Ich nahm sie und las noch einmal die Zeilen auf der vom Katzenleib noch warmen Seite:

Ernste Stunde

Rainer Maria Rilke

Wer jetzt weint irgendwo in der Welt,
ohne Grund weint in der Welt,
weint über mich.

Wer jetzt lacht irgendwo in der Nacht,
ohne Grund lacht in der Nacht,
lacht mich aus.

Wer jetzt geht irgendwo in der Welt,
ohne Grund geht in der Welt,
geht zu mir.

Wer jetzt stirbt irgendwo in der Welt,
ohne Grund stirbt in der Welt:
sieht mich an.

(2014)

Anm.: Der Autor las das Rilke-Gedicht in der tschechischen Nachdichtung von Jindřich Pokorný, einem hervorragenden Übersetzer, der drei Wochen vor der Katzen-Szene verstorben war.

Mehr nicht

Zurück auf dem Land

Noch ist das weiße Haus still.
Noch haben die Freunde mich nicht gehört.
Der Specht, der im hohlen Stamm wohnt,
am Feldrand,
klopft ein einziges Mal und verharrt.
Ich stehe reglos im Spätnachmittag,
die Sonne im Rücken.
In meinem langen Schatten grast ein Pferd.

Eines der Gedichte, das nicht mit einer Lösung aufwartet. Das nicht zur richtigen Weltanschauung verhilft, nicht die Urgründe allen Übels aufdeckt und Wege zu dessen Beseitigung weist, es mobilisiert keine Energie zur Verbesserung der Verhältnisse, formuliert kein Generationenprogramm, kein Antigenerationenprogramm und verblüfft auch nicht durch eine neue Ausdrucksform. Eines jener Gedichte, die aufgrund des Nichts, aus dem sie gemacht sind, fast schon einen Affront darstellen. Einem kleinen Kind vielleicht könnte man das verzeihen – und so ist es ja, das Gedicht ähnelt einer sehr einfachen Kinderzeichnung: ein Haus, eine Figur, ein Baum, ein Vogel, die Sonne. Und ein Tier, ein Pferd... Welches Kind hätte so etwas nicht gezeichnet?

Das Gedicht ist gradlinig geschrieben, ja gradlinig, in einfachen graden Linien. Vertikal sind die weißen Wände des Hauses, der Baumstamm, die stehende Figur; horizontal sind der Feldrain und der geworfene Schatten. Schon dieses triviale Raster, diese so elementare und allgemeine Beschreibung lässt den Verdacht aufkommen, dass es in diesem Text um nichts Wirkliches gehen kann, und das bestätigt sich auch: Hier wird über mehrere Zeilen nichts verteilt. Fast schon skandalös ist die hier herrschende Stille, und lange bleibt alles ohne jede Bewegung. Von Anfang an wird genau daran gearbeitet. Auch das Klopfen des Spechtes ist nur ein winziger Augenblick, von dem aus sich tiefe Stille und Starre über und in alles legt. Einfacher geht es kaum. Die Luft hat sich geklärt. Und plötzlich ist die Sicht so scharf, dass sich vielleicht sogar die Zukunft vorhersehen lässt. Aber da kommt das Gedicht zum Ende. Mit dem Bild eines Menschen, in dessen Schatten ein Pferd grast. Diese indirekte Berührung zweier Wesen inmitten dieser großen Stille ist das einzige Ereignis. In dieser immateriellen Berührung verwebt sich plötzlich Lebendiges mit Lebendigem. Unaufhaltbar und völlig

zweckfrei. Doch für den Bruchteil einer Sekunde wird spürbar, warum und wie die Welt noch immer zusammenhält.

Dieses Gedicht hat der Amerikaner James Wright (1927-1979) geschrieben. Es ist in den 1960er Jahren entstanden, als der Hall großer Ereignisse durch die Welt bebte und Unruhe allgegenwärtig war. Auch Wrights Zeitgenossen, die Beatniks, haben zu dieser Unruhe beigetragen – mit ihren Visionen, Protestrufen, Manifesten, Appellen, mit ihren flammenden Worten. Wright kämpfte im Abseits einen schweren Kampf gegen Depressionen, Alkoholismus, persönliche Dämonen und schrieb Gedichte – ganz ohne ein Echo ihrer Entstehungszeit. Er schrieb Texte wie *Zurück auf dem Land*, und nie war und ist in ihnen sicher, ob etwas passiert ist oder nicht. Oder gilt etwa beides? Und ist das nicht völlig überflüssig? Aber genau diese Unsicherheit gehört zum Kern der Poesie. James Wright hatte sehr wohl verstanden: Wenn ein Gedicht zu etwas nütze sein soll, muss ihm die Freiheit erlaubt sein daherzukommen, als wäre es völlig unnütz.

(2017)

Der Fisch

Es ist eine uralte Versuchung, die einer logischen Überlegung entspringt: Wenn es möglich ist, ein Gedicht zu interpretieren, warum sollte dies nicht der Autor selbst mit einem seiner Texte versuchen. Die slowakischen Lyriker Peter und Marián Milčák haben vor einiger Zeit etwa zwanzig Dichter dazu aufgerufen, eine mögliche Lesart eines ihrer Gedichte zumindest anzudeuten und damit einen Mythos in Frage gestellt: den Mythos von der „Unangebrachtheit“ oder „Heiligkeit“, der immer wieder glauben macht, ein Autor könne, ja dürfe den eigenen Versen nichts hinzufügen, denn das könnte den Zauber zerstören oder ins Geschmacklose triffen. Sympathisch unverfroren also, das Ansinnen der Brüder Milčák, und sie haben mich da mitreingezogen. Ich stimmte zu und dann hab ich mich doch einen Monat gewunden und immer wieder hinausgeredet, etwas hat mich gewarnt und etwas auch wieder gelockt... Schließlich habe ich ein paar Zeilen geschrieben. Hier sind sie, zusammen mit den in Rede stehenden Versen:

Einen ordentlichen Thunfisch

für Jan Balabán

Einen ordentlichen Thunfisch
dass es uns umhaut
das unauslöschliche Silber des Fisches
in die Blätter der Zeitung geklatscht
in die tote Zeitung für Fische
Einen ordentlichen Thunfisch

der sich eine Weile hält
dass uns wieder einmal
die Hände kribbeln
von dem schweren Silber der Welt
ihn vorbeitragen
an den schroffen Rücken
der Bankhäuser
und zuhause dann die Zeitung auspacken
fischverschmierte Wahlkampffratzen
schauen eiskalt heraus
ein riesiger Körper in der Untiefe der Zeitung
auf dem Tisch gestrandet
Einen ordentlichen Thunfisch
bis die verwaschenen Ränder der häuslichen Stille
sich aufkräuseln
bis wir uns aufeinmal erinnern
was wir eigentlich alle verdammt nochmal
wollten

Übersetzung ins Deutsche von Martina Lisa und Kerstin Becker

Interpretace! Eine Interpretation! Wie brutal das klingt. Aus diesem Wort, in dem sich die harten Konsonanten ballen, lässt sich auch anderes heraushören: Wörter wie *interrupce*, wie *prejt*, also Hackfleisch... in beiden klingt etwas Rohes mit. Fast ist es, als würde unwillkürlich angedeutet, dass eine Interpretation immer auch etwas Gewalttätiges ist, eine Art Schlachtfest. Man entreißt einer Sache etwas, man zerhackt etwas und vermahlt es zu etwas anderem. Und Hand aufs Herz: Genau so sehen Gedichtinterpretationen oft aus. Wir sollten das nicht aus dem Auge verlieren und es mit dem Interpretieren nicht übertreiben. Vielleicht ist die schönste aller Welten eine Welt vor aller Interpretation, eine, die noch nicht interpretierbar und vor allem noch nicht interpretiert ist. Plötzlich spricht sie, spricht zu uns als etwas Ganzes, als Bild in unbekannter Sprache, und sie erwartet, dass wir von ihr einen Moment lang schlichtweg außer uns sind und eben nicht, dass wir uns in ihr sofort völlig zuhause fühlen. Ein Gedicht, meine ich, wacht über ebenjene herrliche Unverständlichkeit und Unbewohnbarkeit der ursprünglichen Welt und „trägt für sie Sorge“. Daher ist ein Gedicht erst einmal, jedenfalls im üblichen Sinne des Wortes, nicht verständlich und darf es auch gar nicht sein – damit das Unbekannte uns unvermittelt treffen kann und wir mit Wucht die Kraft einer Wirklichkeit erfahren, die erst einmal nur wahrgenommen und nicht enträtselt werden will. Ich plädiere also dafür, dass ein Gedicht zunächst gelesen und in seiner Unverständlichkeit, seiner „fremdartigen Sprache“ belassen werden sollte – damit wir das Unbekannte auskosten können, mit dem es auf uns zukommt und unseren Blick fesselt wie ein Fremdländer, ein Exot, der gerade aus dem Zug auf unseren Bahnsteig gesprungen ist! Das ist sehr wichtig. Nur so kann das Unverständliche eine lockende, erschließende Kraft entwickeln und wird nicht nur – wie in der Schule – zum sofortigen

Beweis der Begriffsstutzigkeit all jener, die nach der Lektüre ratlos zurückbleiben, oder auch desjenigen, der die Zeilen verfasst hat.

Erst dann, und auch nur allmählich, kann aus einem Gedicht zum Beispiel ein Fisch heraufschwimmen. Und zwar einfach, weil von ihm da die Rede ist, wiederholt, refrainartig, sogar im Titel, was ihm natürlich eine Bühne bereitet. Er schwimmt vermutlich aber auch deswegen allmählich aus dem Text herauf, weil er nicht nur ein Fisch ist, sondern auch einen Namen hat, es ist ein Thunfisch, er wird konkretisiert, „angeeignet“, denn bekanntlich eignen wir uns die Welt an, indem wir sie benennen. Und auch seine Größe ist es, die den Fisch heraufschwimmen lässt: ein *ordentlicher* Fisch. Ein Thunfisch vermag ein Inbegriff von Schöngestalt und Stattlichkeit zu sein. Und dennoch: Der Fisch wird vor allem deshalb heraufschwimmen, weil er unruhig formuliert ist: nicht im Ankündigungsmodus des ersten Falles – *ein ordentlicher Thunfisch* –, sondern im vierten Fall, der hier der Sprache Dynamik verleiht und eine Vision, einen Wunsch, eine Sehnsucht anklingen lässt: *einen ordentlichen Thunfisch*. In diesem Gedicht geht es also von Anfang an nicht um eine Feststellung, um eine Beschreibung der Welt, wie diese sich aktuell darstellt und befindet, vielmehr geht es um eine Anstrengung; die Zeilen werden von etwas in Bewegung gesetzt, das die Form eines großen Fisches angenommen hat. Eines großen, freien, silbrigen Fisches, der, wäre er auch tot, seine souveräne Schönheit bewahrt und dessen Los seiner Würde nichts nehmen kann, und so gerät er unwillkürlich in Kontrast zu seiner Umgebung: Ja, er ertappt diese Umgebung in ihren Armseligkeit, ihrer oberflächlichen Fruchtlosigkeit, ihrem stereotypen Konsum, ihrer Anspruchslosigkeit, kurz in all den Bedrohlichkeiten, mit denen sie uns täglich zu Leibe rückt.

Der Fisch im Zeitungspapier ist nicht tot – tot ist vielmehr die Zeitung mit ihren ephemeren Nachrichten, mit ihren oft nur vermeintlich bedeutungsvollen Ereignissen und den Bildern der politisch so Umtriebigen, die als Aufopferung für andere ausgehen, was lediglich ein Bedachtsein auf den eigenen Vorteil ist. Der Fisch ist nicht starr, starr sind die Bankhäuser in ihrem vergeblichen Horten und Hüten von Reichtümern; daneben wirkt das Silber der Fischhaut noch immer lebendig und unendlich kostbar. Der Fisch ist nicht reglos, er kräuselt die Stille des Haushalts auf, in dem alle viel zu zufrieden sind, viel zu eingelebt in Bequemlichkeit. Man hat sich an seichter Stelle ein Überlebensplätzchen geschaffen, einen Daseinsmodus ohne die Unruhe einer Sehnsucht, ohne jedes Trachten in die Tiefen des Unbekannten... Dieser Fisch sollte ein Bild irdischer Existenz sein – Fleisch, auf irgendeinem Markt erstanden, in Zeitungspapier gewickelt und fortgetragen zum Verbrauch. Doch paradoxerweise verwandelt er sich in etwas Gegenteiliges. Sein Leib strahlt auch nach dem Tod die schwer zu fassende Größe eines Lebens aus, das geheimnisvoll und überwältigend ist. Und ruft diejenigen zu eben solchem Leben, die zunächst so lebendig wirkten, doch plötzlich in ihrer Bedrohung, ihrem gefährlichen Abgestorbensein sichtbar wurden.

Dann aber, nach der letzter Zeile, taucht der Fisch wieder ab in den Text und wird erst mit dem nächsten Lesen wieder heraufschwimmen. Dieses Lesen muss und wird immer ein wenig oder auch ganz und gar anders sein, denn der Thunfisch lebt im Text weiter und schwimmt seine eigenen Bahnen, unerforschlich und frei. Er hat nicht vor, sich irgendwann ködern zu lassen, anzubeißen an irgendeinen interpretatorischen Angelhaken.

(2016)

Die Saat

„Könnte ich bitte das Geschirr hier spülen?“ fragte Magor meinen Vater, bei dem wir völlig ungeplant auf unserem Rückweg vom Ostrauer Park vorbeischaute. Magor hatte sich dort die herrliche vierreihige Lindenallee angesehen, die zu fällen vor vier Jahren der städtische Magistrat für unumgänglich erklärte, damit im Park weniger Bäume stünden und endlich Platz wäre für andere Aktivitäten. Mein Vater war damals schon die dritte Woche allein, meine Mutter war auf Kur, und danach sah der Spülstein auch aus. Mein Vater und ich saßen also am Tisch, vor uns einen Wodka und eine geräucherte Schweinshaxe, während Magor so lange mit dem Geschirrtuch hantierte, bis die Küche, die er an diesem Tag zum ersten Mal in seinem Leben betreten hatte, vor Sauberkeit blitzte. Erst dann war er zufrieden und setzte sich zu uns. Ich hatte förmlich gehört, wie eine alte Gewohnheit in ihm erwacht war, denn der Wachtel im Knast durfte keinen schmutzigen Picknapf entdecken...

Was Ivan Martin Jirous, genannt Magor, für die tschechische Kultur bedeutet, wird sicher Gegenstand vieler Diskussionen und durchaus auch heftiger Kontroversen werden. Man wird auf seine rabiaten Manieren verweisen und in Frage stellen, ob sich auf diesem Weg grundsätzlich etwas Gutes erreichen lässt. Man wird Noten zählen und nachweisen, dass die Underground-Musik, für die Jirous immer wieder eine Lanze brach, viel zu wenige davon hat. Manchen wird seine Poesie nicht behagen, manchen sein Lebensstil. Und manchen sein Ruhm, der traurige Ruhm eines Menschen, der vor allem deswegen so bekannt wurde, weil er konsequent die eine Sache verfolgte, für die er sich entschieden hatte und auf die er sich auch verstand: nämlich ein eigenes Leben zu leben. Eines allerdings werden ihm auch die hartgesottensten Gegner, sofern ihr Urteilsvermögen ungetrübt ist, nicht absprechen können: Magor hat nie etwas erbettelt.

Darin war er, um es mit den wortkargen Lippen des Helden in *Spiel mir das Lied vom Tod* zu sagen Vertreter einer aussterbenden Art. Nicht nur dass er unter dem kommunistischen System nie einen Kniefall gemacht hat, damit er in Ruhe gelassen würde, oder, wenn schon nicht in Ruhe gelassen, damit wenigstens Haß und Härte gezügelt würden, mit der man das Störsubjekt Jirous niederzuzwingen versuchte. Auch nach der politischen Wende hat Magor um nichts gebettelt – nicht um Mitleid, nicht um Anerkennung, ja nicht einmal um Aufmerksamkeit, und dabei hätte all dies in jenen Tagen besonders süß geschmeckt, und so mancher hat dieser Verlockung gern und leicht nachgegeben. Und doch zog er die Aufmerksamkeit auf sich, und natürlich gerade dadurch, dass er weiterhin fest entschlossen war, einzig und allein er selbst zu bleiben. Wie sehr er sich in allem, was er tat, zu sich bekannte, zu seiner enormen Energie und seinen Schwächen! Die karrieristischen Exhibitionisten aller Couleur hatten inzwischen gelernt, an ihrem Image zu basteln, er aber konnte und wollte sich nicht abhelfen von sich selbst. Er erbettelte sich kein „gutes Ansehen“, eine Kategorie, die immer und unabhängig vom herrschenden politischen System in unserer Gesellschaft bereitsteht, um die Anpassungswilligen und Gehorsamen in Empfang zu nehmen. Ein „gutes Ansehen“, dem Erziehung mehr gilt als Sehnsucht, Gewissheiten

mehr als Zweifel, Tröstungen mehr als Ängste, vor allem aber eine Rundumanpassung mehr als die leidenschaftliche Anstrengung, seine persönliche Freiheit nicht zu verlieren.

Was mich aber am meisten beeindruckt hat: die Weigerung etwas zu erbetteln verband sich bei Magor mit der Gabe zu bitten. Zu bitten im reinsten Sinne, aus zutiefst empfundener eigener Unzulänglichkeit, in Hochachtung vor dem übergroßen Geheimnis des Lebens und der Welt, das er über alles andere stellte. Mehr als ein Bitten um etwas war es ein Bitten zu etwas, ähnlich einem Gebet. Für lange, vielleicht für immer wird Ivan Martin Jirous im Gedächtnis der Öffentlichkeit als Rebell figurieren, als Aufrührer, dessen angestammtes Vokabular aus Schimpfwörtern und Flüchen bestand. Ich aber sage, die Bitte war die ureigene Form seiner Lebensart, und manchmal will mir scheinen, dass seine Flüche und Ausfälle nur Raum schaffen sollten, geklärten Raum für eine innige Bitte – an sich selbst, an geliebte Menschen, an seine geliebten Vögel, Tiere, Blumen und an Gott. In einem seiner schönsten Gedichte heißt es:

Ich hab so vieles versucht.
Manchmal erfasste mich Hochmut.
Demütig bitte ich euch, die ihr mich nicht liebt,
vergebt mir und glaubt nicht mir,
sondern Gott,
der mich unter euch schickte.

Wer keine Lyrik liest, mag überrascht sein, aber in kaum einem Werk heißt es sooft „ich bitte“ wie bei Magor. Und nicht nur das; die Bitte stellt in seiner Lyrik gleichsam ein eigenes Genre dar, sie ist die ihm genuine Form. In ihr ist er am genauesten und eindrucksvollsten präsent. Er selbst war – und ich würde sagen zu Recht – ziemlich zufrieden mit folgenden Zeilen:

Wenn du mich früher sterben lässt
leg mich dafür in eine Saat
mit der Sonne im Zenit über sich
und nebendran stell mir ich bitte dich
den Schlot der alten Ziegelfabrik
dass mich bei Hitze sein Schatten trifft
und die Störche auf diesem Schlot
dass sie klappern mit ihren Schnäbeln
und jemand vielleicht im Vorübergehen
den Rand der Saat flüchtig und sacht berühre

Wenn ich an dieser Saat vorbeigehe, werde ich an den großen Unterschied denken, der für immer und ewig zwischen Erbetteln und Bitten sein wird, und an den, der sich aufs Erstere nicht verstand und Letzteres wie die schwerste aller Künste zu lernen nie abließ.

Die Lindenallee in Ostrau wurde am Schluss doch nicht gefällt, nur deswegen nicht, weil es im letzten Moment gelang, die Öffentlichkeit vor Ort aufzurütteln und sie ihr Missfallen

kundtat; da wollte der schwachbrüstige Karrierismus der Kreisvertreter seine politische Position nicht aufs Spiel setzen. Magor hatte damals versprochen in seiner regelmäßigen Kolumne in der Theaterzeitung über den Fall zu berichten und hat Wort gehalten. Die Mutter kam einige Tagen danach von der Kur zurück und unterstellte dem Vater, er habe eine andere dagehabt, denn die Küche wirkte verdächtig sauber. Als ihr der Vater erklärte, wer das Geschirr gespült hatte, tat er sich wahrlich keinen Gefallen. Erst recht nicht, als er behauptete, der Magor, der hätte darum gebeten.

(2011)

Der Markt

Die ersten Träume, in denen mir Jan Balabán nach seinem Tod erschien, hatten etwas eigentümlich Scheues, fast könnte man sagen Verlegenes. Wir begegneten uns darin eher flüchtig, sprachen kaum, wichen einander fast etwas aus. In einem der Träume trugen wir zusammen einen großen eingerollten Teppich auf der Verduner Straße, nicht gerade wie erfahrene Teppichträger. Jeder hatte ein Ende gefasst, wir gingen aber nicht hintereinander, sondern auf gleicher Höhe, jeder auf seiner Seite, und der Teppich hing quer über die Fahrbahn wie ein Riegel. Einmal verschwand Honza plötzlich in einem Blumenladen und kaufte einen Strauß für seine Frau Petra. Wir schleppten uns schweigend mit unserem Teppich voran, da bemerkte ich, dass Honza auf dem gegenüberliegenden Gehsteig fast unmerklich lächelte, und ich begriff. Begriff, dass er tot ist und trotzdem hier. Dass wir zusammen etwas aus dieser Welt tragen. Ein Gefühl der Freude erfasste mich: „Dann stimmt das also? Die Toten können über diese schreckliche Zollstation zu den Lebenden zurück?“ – „Und was hast du gedacht?“ fragte Honza. „Klar, manchmal. Aber man weiß kaum davon.“ Und ich erwachte und lag noch lange mit geschlossenen Lidern da. Kein bisschen Enttäuschung, dass es nur ein Traum gewesen war; meine Freude blieb. Später haben wir dann im Traum mehr und mehr miteinander geredet, das Ganze entwickelte Perspektive, hie und da verabredeten wir etwas Gemeinsames, ein Treffen oder etwas, was später stattfinden sollte. Erst vor kurzem habe ich wieder von Honza geträumt, fast zehn Jahre nach seinem Tod. Wir standen auf einer nächtlichen Treppe vor einem großen dunklen Gebäude; gut möglich, dass wir rauchten. Honza sagte: „Ich habe im Internet deinen *Markt* in der *Trommel der Revolver Revue* gelesen, für die du ja immer wieder was schreibst. Und ich muss sagen, so ungefähr stell ich mir Schreiben vor. Ganz mein Geschmack.“ – „Na ja, das freut mich natürlich“, gab ich zurück und spürte zugleich eine würgende Angst. Himmelherrgott, welcher *Markt*? Ich hätte einen Text mit diesem Titel geschrieben? Und worüber verflixt nochmal könnte der sein? „Kein großes Juchhe in deinem Blick auf die Dinge“, hörte ich Honza sagen. „Aber du bist auch nicht nur skeptisch und mit der Welt sofort fertig. Darum geht’s. Du bist durchaus ein bisschen ungehalten, das schon, aber eher, weil du das alles hier liebst, nicht weil du es nicht lieben kannst. Da ist nicht diese große Geste des Abwinkens, als wäre von Beginn an schon

alles verraten.“ Das in etwa waren seine Worte. „Ja, um so was Ähnliches, wie du sagst, habe ich mich bemüht...“, erklärte ich und die Angst wuchs. Denn nicht nur, dass ich mich nicht an die Texte erinnern konnte, die ich geschrieben hatte, sondern ich hatte auch noch gelogen, verräterisch, indem ich vorgab zu wissen, worum es ging. Hatte Honza angelogen, der mir so sehr vertraute! Wie konnte ich so was nur sagen?! Wo ich nicht einmal weiß, ob ich je einen Text mit dem Titel *Markt* geschrieben hatte? Der Traum wurde zum Alptraum.

Honza aber stand einfach nur noch auf der Treppe und sah in die Nacht. „Ja, Petr. Das freut mich“, sagte er noch, während ich mir in einer letzten Anstrengung vornahm, sofort, aber wirklich sofort, wenn ich nach Hause käme, diesen verfluchten Text mit dem Titel *Markt* zu lesen, damit ich wenigstens wüsste, worum es darin geht.

(2020)

Der abgewälzte Stein

Sie schreiben es alle ganz explizit, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Am dritten Tag war der große Stein von dem Grab, in das man den Leichnam Christi gelegt hatte, *abgewälzt*. Damit beginnt eine neue mühselige Runde im Kampf um den Glauben. Ich finde es bezeichnend, dass es in allen vier Evangelien Frauen sind, die das geöffnete Grab (und damit auch das ganze Geschehen) als erste erblicken und erleben. In einer Mischung aus Staunen, Freude und Erschrecken verkündigen sie das Ereignis den Männern, die ob ihrer sprichwörtlichen Skepsis und Unsicherheit beträchtliche Probleme haben, es zu glauben. Die beiden Pilger auf dem Weg nach Emmaus zum Beispiel scheinen schwer von Begriff und sie erkennen Jesus nicht einmal, obwohl er sich zu ihnen gesellt und mit ihnen spricht. Der Apostel Thomas legt sein Misstrauen erst ab, als Christus ihn aufruft: „Reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite (Joh 20, 27). Und damit handelt sich Thomas sogleich auch eine der sarkastischsten Bemerkungen des Neuen Testaments ein: „Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du.“ Ja, was für ein Glaube kann das noch sein, wenn er zunächst einen konkreten Beweis einfordert?

Mit dem abgewälzten Stein beginnt für alle anderen der Glaube an die Botschaft Christi, für die, „die nicht dabei waren“, quälend schön, gerade wegen ebenjener Unbeweisbarkeit, wegen der Kühnheit, etwas als das Seine anzunehmen, was mit der Kraft der Botschaft und des Bildes spricht, und nicht das Gewicht von Beweisen in die Waagschale wirft. Mit dem abgewälzten Stein wird der Glaube freilich auch etwas sehr Verletzliches, denn allzu leicht ist es, ihn in Zweifel zu ziehen, ihn auszulachen und in der Folge sogar zu bestrafen. Mit dem abgewälzten Stein ist der Glaube für immer eine nicht abzuweisende Herausforderung, die der menschlichen Imagination einiges abverlangt, unsere Vorstellungskraft beansprucht und unsere Fähigkeit, sich auf etwas zu beziehen.

Keines der Evangelien spricht irgendwo davon, dass nach all den Ereignissen der Stein wieder vor das Grab gewälzt worden wäre. Das hat immer einen starken Eindruck auf mich gemacht – hier gähnt für alle Zeit ein leeres, nicht verschlossenes Grab. Ein dunkles Loch, aus

dem uns das Unbekannte anweht, Zweifel und eine imaginative Unruhe, die uns mit einer Drohung oder Hoffnung reizt.

Wir aber, die wir abgeschlossene Fälle lieben, tendieren dazu, das Ganze am Ostermontag ad acta zu legen. Alles hat ein glückliches Ende genommen und damit reicht es auch erst mal wieder. Für ein weiteres Jahr wälzen wir den Stein zurück vor den Eingang (oder Ausgang?), obgleich Markus doch von ihm schreibt, dass er „sehr groß war.“

(2014)

Sabbat

Viertens: *Gedenke des Sabbattags, dass du ihn heiligest*, indem du ruhst.¹ Aber wann haben wir das letzte Mal geruht; wirklich geruht... in unserer Lauerstellung, unserem Entschluss, uns einen Auftrag fürs Leben zu verschaffen, der ihm Selbständigkeit verleihe und schließlich auch einen Sinn. Und schrecklich müde klammern sich unsere Hände mit weißen Knöcheln um die Lehnen der abendlichen Stühle, vornübergebeugt wie im Streit oder im Wind strengen wir unsere Augen an, das Herz, den Kopf in Erwartung künftiger Dinge. Klammern uns müde und bedroht an unsere Beglaubigungen und Rechte. Und selbst in der Nacht – diese schreckliche Arbeit der Träume, wenn das denn noch Träume sind, diese fiebrige Eile, mit der wir versuchen, die sich ständig verwirrenden Senkel am Schuh zu binden, ein paar letzte immer wieder verzweifelt auseinanderstrebende Sachen in die Tasche zu packen.

Heute ist Sabbat, der Feiertag des Schönseins. Nimm das Kleid, das so sehr an die Botanischen Gärten in Kew erinnert, wo wir nie waren. Ich werde nicht schauen, wenn du es anprobierst und dich im Profil zum größten Spiegel des Hauses drehst.

Es ist Sabbat, der Feiertag des Lichtes. Über uns hängen die Sabbatlampen. Lass sie brennen auch über den Vormittag, des leichten Schauders wegen ob dieser Verschwendung.

Es ist Sabbat, der jüdische Feiertag alles Gegebenen. Verboten ist es, Erde zu ackern, Häuser zu bauen, mit Holz und Metall zu werken und Lasten zu tragen. Leg dein Gepäck ab, denn verboten ist auch das Reisen. Wir bleiben einfach hier. Verboten ist das Schreiben... Alles, was Neues hervorbringt, ist heute verboten. Die Welt ist schon fertig – nur wir haben dies zu bemerken bisher versäumt, vor lauter Sichklammern an Aufträge, Beglaubigungen und Rechte. Alles Nötige und Schöne sollte irgendwo hier schon sein, zu finden in wanken Häusern, Worten, Spiegelungen des Wassers. Alles ist schon. Und in diesem wirklichen Ruhen lass mich meine Hände auf deine legen, denn es ist Sabbat und Feuer zu machen verboten.

(2004)

¹ Vgl. 2. Mose, 20, 8-11: Gedenke des Sabbattags, dass du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und all deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des HErrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremdling, der in deinen Toren ist. Denn in sechs Tagen hat der HErr Himmel und Erde gemacht, das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhet am siebenten Tage. Darum segnete der HErr den Sabbattag und heiligte ihn.

Auswahl und Übersetzung der Texte aus dem Tschechischen: Kristina Kallert

Textnachweis: Petr Hruška, *V závalu*, Edice Revolver Revue, sv. 124, Praha, 2020. Die einzelnen Texte: Im Mittelpunkt – Střed (123-124), Mehr nicht – Víc nic (40-42), Der Fisch – Ryba (146-149), Die Saat – Osení (141-143), Der Markt – Tržiště (178-179), Der abgewälzte Stein – Kámen je odvalen (99-100), Sabbat – Šábés (159).